

Elisabeth Niejahr

Zwischen Bytes und Bindis - die neue indische Mittelschicht

Indien vom 1. 1. bis 28. 2. 1997,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	102
Auf der Suche nach dem neuen Indien	102
Die Computerkulis von Bangalore	103
Indien - ein neuer Tigerstaat?	106
Menschenrecht auf Kredit - ein Besuch in den Slums von Delhi	108
Die neuen Maharadschas - wie Indiens Unternehmer sich auf die Marktwirtschaft einstellen	110
Die neue indische Mittelschicht	112



Elisabeth Niejahr, Jahrgang 1965. Nach dem Abitur ein Jahr *Au-Pair-Aufenthalt* und Studium in London. Journalistenausbildung an der Kölner Schule - Institut für Publizistik, Volkswirtschaftsstudium mit USA-Aufenthalt für die Diplomarbeit. Seit Mitte 1993 Bonn-Korrespondentin für den Spiegel.

Auf der Suche nach dem neuen Indien

Shawl war keiner, der einfach die Hand aufhält. Zwar sorgte der Geschichtsprofessor von der Universität Bombay schnell dafür, daß wir ein Restaurant fanden, in dem ich ihn zum Essen einladen konnte. Das Taxi für seine Heimfahrt in einen entlegenen Vorort habe ich auch bezahlt. Aber das, belehrte *Shawl* mich schnell, habe nichts mit seinem Einkommen zu tun, sondern sei eine Frage des Prinzips. Schließlich käme ich aus einem jener reichen Staaten, die Indien erst zu einem armen Land gemacht hätten und von deren Investitionen auch in Zukunft nur Schlechtes zu erwarten sei. „Auch die Engländer haben damals mit Handel und ein paar Niederlassungen angefangen“, sagt er. „Und plötzlich gehörte ihnen das ganze Land.“

Mehrere Stunden saßen wir zusammen, die letzten Stunden des Jahres 1996. Die Straßen in der Innenstadt von Bombay waren voller Menschen. Alle feierten Silvester, viele waren betrunken, einige tobten mit Trommeln und Masken durch die laue Nacht. Es roch nach Gewürzen und nach Feuerwerk. Ich war gerade gelandet, hatte ein paar Stunden Wartezeit zu überbrücken und immer noch die Schlagworte meines Bonner Journalistenalltags im Kopf: Standortdebatte, Globalisierungsfalle, Investitionslücke ... die Polemik dieses wütenden Intellektuellen paßte ganz und gar nicht dazu. Dabei hatte gerade *Shawl* mit seinen Gentleman-Manieren, dem fast akzentfreien Englisch und hervorragenden Europa-Kenntnissen fast wie ein Angehöriger meiner vertrauten westlichen Welt auf mich gewirkt. Er kannte sogar den Namen des deutschen Außenministers und hatte gelesen, daß der nicht das Format seines Vorgängers hatte. Ich war irritiert.

Das ging mir während meines sechswöchigen Aufenthalts in Indien immer wieder so: Einerseits schien es oft so einfach, etwas über das Land herauszufinden - die englische Sprache hilft, und gerade die meist sehr

eloquenten, gebildeten Inder der oberen Mittelschichten konnten mir vieles erklären. Andererseits habe ich festgestellt, daß die Anpassung an westliche Gepflogenheiten eher auf einer sehr oberflächlichen Ebene stattfand. Das sei eben die indische Antwort auf den Kolonialismus, erklärte mir Professor Upadhyaya, der in Bombay Sanskrit und antike indische Kultur lehrt: „We bend, but we do not break“ - verbiegen ja, brechen nein.

Wegen solcher Fragen war ich nach Indien gekommen - ich wollte herausfinden, wie sich das Land unter dem neuerdings wieder starken Einfluß des Westens ändert. Wieviel Eigenständiges wird bleiben, nachdem sich immer Märkte öffnen? Können ausländische Direktinvestitionen die Armut im Land verringern? Wie lebt die neue indische Mittelschicht?

Lange gab es den indischen Sonderweg. In den Jahrzehnten seit der Unabhängigkeit vor 50 Jahren blieb das Land Demokratie - anders als die meisten anderen Entwicklungs- und Schwellenländer inklusive Pakistan, das sich zum gleichen Zeitpunkt als eigenständige Nation formierte. Später blieb Indien außenpolitisch „neutral“, als sich der Rest der Welt in zwei Blöcke aufspaltete. Als sich der Rest der Welt - Osteuropa eingeschlossen - dem Kapitalismus zuwandte, blieb Indien zunächst noch beim alten Staatswirtschaftssystem. Indien war immer die Ausnahme.

Und heute? Bei meinen Besuchen und Gesprächen habe ich Altes und Neues nebeneinander gesehen, das noch keine neue Einheit ergibt. Wer zum Beispiel im „Cyber Cafe“ in der südindischen Software-Metropole Bangalore aus dem Fenster schaut, sieht im Straßenverkehr Kühe, manchmal sogar Elefanten.

Indische Jungunternehmer protzen mit ihren kalifornischen Managementmethoden, um im nächsten Moment zu berichten, daß ihre Mitarbeiter vor wichtigen Aufgaben stets ihr Horoskop befragten. Als ich nach meiner Ankunft in Bombay den Fernseher einschaltete, diskutierten gerade Teenager in einer Jugendsendung über Oralsex - am Nachmittag kam dann der Brahmane Upadhyaya und erzählte von seinen Hausbesuchen bei Oberkasten-Schwangeren, denen er Sanskrit-Verse vorträgt, um das Embryo frühzeitig auf seine Rolle im Leben vorzubereiten (Fernsehen ist in dieser Zeit für die Frauen verboten).

Für Journalisten sei das Land einfach klasse, klärte mich ein Hamburger Reisejournalist bei einer Party in Bangalore auf: „Egal welche These man in seiner Geschichte vertreten will - man findet immer gleich ein paar Millionen Menschen, für die sie zutrifft.“

Die Computerkulis von Bangalore

Seit ich in Bangalore war, habe ich endlich eine E-Mail-Adresse. Es war ganz einfach: Ein Besuch im „Cyber Cafe“, wo ich für umgerechnet 20 Pfennig einen Computer-Platz buchen konnte und die Hilfe eines netten Inders obendrein.

Daß ich das „Cyber Cafe“ besuchen würde, war schon vor meiner Ankunft klar - wer ein paar Artikel über Bangalore gelesen hat, bekommt schnell den Eindruck, es sei ungefähr so ein Symbol für die Software-Yuppie-Kultur von Bangalore wie der Eiffelturm für Paris.

Dabei ist die südindische Stadt Bangalore längst selbst ein Symbol. Wenn ein Politiker in Deutschland heute über die Verflechtung der Weltwirtschaft räsoniert, kommt irgendwann vor, wie erfolgreich die indische Softwarebranche ist. Und regelmäßig berichten Zeitungen darüber, daß sich alle großen Chip- und Computerfirmen von Motorola bis Apple in Bangalore niedergelassen haben und die Softwarebranche inzwischen der wichtigste Devisenbringer des Landes ist. Selbst Microsoft-Chef Bill Gates bejubelte die Stadt kürzlich bei einer Visite als „neues Silicon Valley“.

In der deutschen Presse sind so viele euphorische Berichte erschienen - meist von für wenige Tage angereisten Korrespondenten verfaßt -, daß die Ansprechpartner vor Ort schon Ermüdungserscheinungen zeigen. Siemens-Repräsentant **Krafka** jedenfalls hatte im vergangenen Jahr 60 Journalisten aus Deutschland zu Besuch.

Doch die Begeisterung ist ungebrochen, im Mai bejubelte selbst BILD den früheren Alterssitz indischer Beamter („Hier sind die deutschen **Arbeitsplätze!**“). Bangalore ist ungefähr so ein Symbol für die Globalisierung wie Manchester für den Kapitalismus.

Schön ist die Stadt deswegen noch lange nicht. An meinem Ankestag ist es sonnig, nicht zu heiß, denn Bangalore liegt auf ungefähr tausend Meter Höhe. Die Luft ist schlecht - nichts ist davon zu merken, daß der Ort mal als Gartenstadt galt. Auf den sandigen Straßen - nur ein halbes Dutzend Wege ist asphaltiert - drängen sich Motorroller, **Fahrradrikschas** und Wagen der Marke Ambassador. Der Hauptunterschied zu Nachbarstädten wie Mangalore ist nicht etwa sichtbarer Reichtum, sondern vor allem Verstopfung: Der Verkehr ist hoffnungslos.

„Bevor ich herkam, dachte ich, das ist wie Nizza hier - gutgelaunte junge Menschen in Straßencafes und so“, sagt **Karsten Brandt**, der für den TÜV Rheinland ein Büro in Bangalore aufbaut. „Aber davon kann wirklich keine Rede sein.“ Selbst die Electronic City, das Vorzeigerevier vor der Stadt, in dem die meisten großen Firmen ihren Sitz haben, ist ziemlich heruntergekommen. Die Firmengebäude sind modern, auch die großen indischen Unternehmen wie Infosys oder Wipro haben schöne Gärten, Kantinen und Bibliotheken und sogar Fitneßstudios. Die Mitarbeiter sind das wichtigste Potential, also tun die Unternehmen etwas dafür, damit sie bleiben.

Wir verbringen den Abend im NASA, einem der vielen Pubs, die Bangalore tatsächlich von anderen indischen Städten unterscheiden, zumal der **Ausschank** von Alkohol in einigen indischen Bundesstaaten komplett verboten ist. Die Kneipe hat die Gestalt eines Raumschiffs, im Hintergrund zucken Laserblitze, an der Bar und an den Tischen sitzen fast ausschließlich Männer, von denen einige neugierig zu mir herüberschauen. Die meisten jungen Inder haben vor der Ehe keine Freundin. Die jungen **Soft-**

ware-Programmierer wohnen meist in dorms, Mehrbettzimmern für mehrere Männer. Weil diese dorms meistens in den Vororten liegen, ist es aber auch nicht ungewöhnlich für Angestellte, in der Firma zu übernachten. Manchmal gibt es dafür einen Extraraum, in dem einige Schlafsäcke liegen. Viele der jungen Programmierer arbeiten bis spät in der Nacht, die Heimfahrt wäre dann nur per Taxi möglich, und das ist teuer. Oft schicken sie einen Großteil ihres Gehalts nach Hause zu ihren Familien, die sich oft massiv verschuldet haben, um ihren Kindern eine Ausbildung zum Programmierer zu ermöglichen. Auch in Indien ist Bangalore längst ein Mythos.

Gleichzeitig breitet sich allerdings auch eine gegenläufige Stimmung aus. Bei den ärmeren Bewohnern der Stadt wächst der Unmut gegen die ausländischen Investoren, weil sie zu viel Strom und Wasser verbrauchen. Wer sich nicht einen eigenen Generator und einen Wasserspeicher leisten kann, bekommt, wenn überhaupt, nur wenige Stunden pro Tag Strom und Wasser.

Die lokale Regierung tut so wenig gegen das Verkehrschaos und die verrotteten, von Schlaglöchern durchsetzten Straßen, daß sich während meines Aufenthalts ein paar Dutzend Manager aus der Electronic City in ihren schwarzen Anzügen zu einer Demonstration auf der Straße trafen. Eigenhändig schaufelten sie die Löcher zu. Auch das Projekt eines eigenständigen internationalen Flughafens hat die lokale Regierung vorerst gestoppt. Aus der „Boom City“ werde eine „Gloom City“, schreibt die Far Eastern Economic Review.

Für das größte Problem kann die Politik jedoch nichts: Manpower wird knapp. Die am schnellsten wachsende Branche in Bangalore sind nicht etwa Chipproduzenten oder Programmierer, sondern Headhunter. Wer einen guten Job hat, wird schnell abgeworben - oft in die Vereinigten Staaten. Das reizt nicht nur, wegen der Gehälter - längst ist die green card Statussymbol, wer sie besitzt, kann mehr dowry, Mitgift, von seiner künftigen Frau verlangen. In Hochzeitsanzeigen wird ganz unverhohlen nach Ehegatten mit green card gefragt - fast genauso wichtig wie das richtige Horoskop.

Für amerikanische Investoren, an eine Hire-and-Fire-Kultur aus ihrem eigenen Land gewohnt, sind die häufigen Job-Wechsel weniger problematisch als für Europäer, die neue Programmierer oft viel aufwendiger schulen. Nach außen wird über dieses Problem nicht gesprochen, abends beim Bier gestehen Manager schon mal die Schwierigkeiten. „Wir haben hier nie richtig Geld verdient, denn immer, wenn die Leute gut waren, waren wir sie los“, erzählte mir ein dänischer Software-Experte. Längst schauen sich aber auch Amerikaner in anderen indischen Orten mit gut ausgebildetem Nachwuchs um - etwa in Poona, Hyderabad oder Trivandrum.

„Die Software-Industrie kann sich auch mitten im Dschungel ansiedeln, weil sie nicht viel mehr braucht als ein paar Köpfe und eine Parabol-Antenne auf dem Dach“, warnt Joe Vithayathil, ein Amerikaner indischer Abstammung, der vor zwei Jahren nach Bangalore zurückkehrte, weil er

dort ein Haus geerbt hatte. „Das hat Bangalore groß gemacht. Aber das kann auch ganz schnell das Ende dieser Stadt bedeuten.“

Indien - ein neuer Tigerstaat?

Für nichts mußte ich mich in Indien so oft rechtfertigen wie für ein Projekt, das ich gar nicht verfolgt habe. Wohin ich auch kam, überall wurde ich ermahnt, Indien bloß nicht als boomenden Tigerstaat zu beschreiben, wie es verschiedene deutsche Blätter in den Vormonaten getan hatten.

Ich solle mich bloß nicht von eloquenten, gebildeten Mittelschicht-Indern aus Delhi und Bombay oder den **Software-Yuppies** von Bangalore täuschen lassen, warnten Journalisten, Unternehmer, Regierungsvertreter. Indien sei Welten von Schwellenländern wie Malaysia oder Thailand entfernt. „Fahren Sie aufs Land, in kleine Dörfer, in denen das Kastenwesen noch funktioniert“, ermahnte mich der Spiegel-Korrespondent Tizio Terzani. „Da sehen Sie das wahre Indien.“

Die Warnung war gar nicht nötig - nicht nur, weil die krasse Armut des Landes kaum zu übersehen ist. Schon bei den Vorbereitungen in Deutschland hatten mir Unternehmer und Verbandsvertreter ihr Leid über den schwierigen indischen Markt geklagt, ausgelöst durch völlig überzogene Erwartungen an die wirtschaftliche Entwicklung. Vor allem zwei Faktoren hatten in den Vorjahren zu einer wahren Indien-Euphorie geführt: Die Wirtschaftsreformen nach 1991, die zu einer allmählichen Öffnung der indischen Märkte führten, und die zunehmende Ernüchterung über den zweiten großen asiatischen Markt, China.

Je mehr sich die Berichte über gescheiterte Joint Ventures und bürokratische Willkürakte in China häuften, desto attraktiver schien vielen Unternehmern plötzlich Indien mit seinem demokratischen System, funktionierenden Gerichten und durchweg englisch sprechenden Geschäftspartnern. Die deutschen Investitionen in Indien stiegen von X um Y. Die spektakulärste Entscheidung: BASF investiert eine Milliarde Mark in ein neues Kraftwerk in der südindischen Hafenstadt Mangalore.

Doch zumindest bei den Firmen, die in Indien nicht nur billig produzieren, sondern auch verkaufen wollen, macht sich inzwischen Ernüchterung breit. Als ich in Delhi war, verkündete gerade der **Otto-Versand**, daß er sein Indien-Budget halbieren werde. Mercedes hatte sich schon in den Vormonaten mit dem Absatz in Indien schwergetan. „Es sah aus wie ein Projekt, das gar nicht schiefgehen kann“, trauerte die indische Business News. Auch große amerikanische Konsumgüter-Hersteller, wie Kellogs oder Coca-Cola erreichten nicht ihre Umsatzziele, noch schwerer tun sich oft kleine und mittlere Unternehmer.

„Die Leute lesen, es gebe in Indien eine Mittelschicht von 250 Millionen Menschen und denken, das sind alles Leute, die einen Kühlschrank und einen Fernseher haben“, sagt Kito de Boer, ein Holländer, der in Delhi für McKinsey arbeitet. „Nur stimmt das für Indien nicht. Hier zählt schon

jemand zur Mittelschicht, der nur ein klappriges Fahrrad hat." Der National Council on Applied Economic Research schätzt die neue Consumer Class auf etwa 100 Millionen Menschen, und warnt, auch diese Zielgruppe sei keineswegs homogen.

Im vergangenen Jahr war Indiens Bruttosozialprodukt so groß wie das von Belgien, pro Kopf lag es bei 360 Dollar im Jahr - in China waren es immerhin 660, in Deutschland 27 800 Dollar. Weniger als die Hälfte der rund 940 Millionen Einwohner kann lesen, nur sechs Millionen Inder besitzen ein Telefon, 35 Millionen einen Fernseher.

Etwa vierzig Prozent der Bevölkerung hat ein Einkommen unterhalb der offiziellen Armutsgrenze, die als Hälfte eines durchschnittlichen Familieneinkommens definiert wird. Im jüngsten Bericht der Vereinten Nationen über die menschliche Entwicklung rangiert Indien unter 175 Staaten auf Platz 135. Selbst in China ist die Analphabetenrate zehnmals geringer, das Volumen ausländischer Direktinvestitionen dafür zwanzigmal höher.

Kurz: Der Lebensstandard der allermeisten Inder ist extrem niedrig, und das starke Bevölkerungswachstum verhindert, daß sich daran schnell etwas ändert. Schon in der Zeit zwischen 2010 und 2030 wird Indien und nicht mehr China das bevölkerungsreichste Land der Welt sein. Die vielgepriesenen Wachstumsraten zwischen sechs und neun Prozent beeindrucken höchstens beim Vergleich zur Wirtschaftsmisere der Vorjahre. Sie reichen nicht, um die Not im Land zu lindern, zu schnell verteilt sich der neue Reichtum auf die wachsende Zahl von Menschen. Da bleibt für Investitionen in Bildung und Infrastruktur nicht genug übrig - der Hauptunterschied zu den sogenannten Tigerstaaten in Südostasien, wo nicht nur bessere Ansiedlungsbedingungen für ausländische Investoren bestanden und die wirtschaftliche Dynamik größer war, sondern das verdiente Geld auch anders verwendet wurde.

Als weitere Gründe für den wirtschaftlichen Rückstand Indiens gelten, je nach Fragesteller, die koloniale Vergangenheit oder die postkoloniale Planwirtschaft, das angeblich leistungshemmende Kastenwesen, die allgegenwärtige Korruption oder die Abschottung vom Weltmarkt.

„Man muß kein Zyniker sein, um zu erkennen, daß das indische Wirtschaftssystem im Grunde das Schlechteste von Sozialismus und Kapitalismus vereint hat“, behauptet der Ökonomieprofessor Jagdish Baghwati, der von Indien an die Columbia Universität in New York ausgewanderte, um dann in sein Heimatland zurückzukehren. „Die Chancen für Wachstum wurden unterdrückt, ohne andererseits die soziale Sicherheit von kommunistischen Systemen bieten zu können.“

Das Urteil ist nicht ganz fair, denn die indische Regierung hat immer wieder große Programme für Armutsbekämpfung aufgelegt und beispielsweise Grundnahrungsmittel und Medikamente subventioniert. Doch das nötige Geld kommt meist nicht bei den Ärmsten an: Die ration cards für billige Lebensmittel zum Beispiel besitzen eher Mittelklasse-Inder, die in der Presse lesen können, wann die Anträge in fünffacher Ausfertigung samt Paßbild abgegeben werden müssen. Meistens sind es eher kleinere, nicht-

staatliche Initiativen, die wirklich etwas gegen die Not bewirken - wie die Projekte von „Sharan“, die ich in Delhi gesehen habe.

Menschenrecht auf Kredit - ein Besuch in den **Slums** von Delhi

In den meisten Banken würde Asok Kumar nicht mal bis zum Schalter vordringen. Seine Haare sind verfilzt, die Füße nackt, und lesen kann er nicht viel mehr als seinen Namen. Nur ein paar Bretter und Plastikplanen halten seinen Zigarettenladen zusammen. Kumar lebt in einem der Slums von Delhi - feste Wände gelten hier schon als Luxus.

Dennoch ist Kumar ein zuverlässiger Schuldner, das beweist ein kleines blaues Sparbuch in seiner Ladenkasse. Ein Kredit von tausend Rupien, umgerechnet knapp 50 Mark, ist da eingetragen, soviel wie Kumar monatlich verdient. Vor sechs Monaten hat er das Darlehen bekommen und die Raten bisher pünktlich bezahlt. „Über Asoks Darlehen haben wir lange in unserer Kreditgruppe gestritten, er galt als riskant“, erzählt John Casey, der für die indische Entwicklungsorganisation Sharan eine Nachbarschaftsbank aufgebaut hat.

Kumar war lange krank gewesen, schon wegen seiner schlecht ausgeheilten Tuberkulose galt er als Wagnis. Außerdem hatte er nicht immer im gleichen **Slum** gelebt, so daß die anderen Teilnehmer der Kreditgruppe ihn schlecht einschätzen konnten. Caseys Fürsprache gab schließlich den Ausschlag. Heute kann Kumar zum erstenmal in seinem Leben seinen Unterhalt selbst bestreiten, ohne zu betteln.

An mehrere hundert Familien und Unternehmer hat Sharan in den vergangenen Jahren Kredite vergeben, finanziert aus Spareinlagen von anderen Mitgliedern der Kreditgruppen und aus Zinserlösen von Darlehen. Nur eine kleine Einstiegssumme hat die Nicht-Regierungs-Organisation Sharan zu Beginn investiert, heute trägt das Projekt sich selbst. Weniger als fünf Prozent der Darlehen werden nicht zurückgegeben, schon deshalb gelten die Kreditgruppen von Sharan als Erfolgsmodell. „Von so einer Quote können die meisten großen Banken nur träumen“, sagt Casey.

Rund um den Zigarettenstand von Kumar gibt es etliche andere Läden und Betriebe, die ohne das Kreditprogramm nie entstanden wären. Eine Näherei, die nur eine Gasse entfernt ist, läuft seit fünf Jahren und beschäftigt mittlerweile zehn Leute. Doch das Hauptverdienst der Kreditgruppen sind nicht die neu entstandenen Arbeitsplätze, wichtiger scheint den Initiatoren, daß extreme Ausbeutung durch Geldverleiher verhindert wird. Viele, die heute beim **Sharan-Projekt** mitmachen, können Horrorgeschichten über Knebelverträge erzählen, deren Wucherzinsen in einem Leben kaum abgetragen werden können. Der Mangel an finanzierbaren Krediten ist ein Hauptgrund dafür, daß Zwangsarbeit vor allem in indischen Dörfern noch weit verbreitet ist.

Eine Untersuchung des Indischen Instituts für Sozialwissenschaften über Zwangsarbeit hielt in spröden Zahlen fest, wieviel man aus seinem Geld machen kann. In einem einzigen Dorf im Norden des Landes hatte ein Bauer fünfhundert Rupien (etwa 35 Mark) geborgt, um Lebensmittel zu kaufen, und siebzehn Jahre später arbeitete er immer noch die Zinsen ab. Ein anderer Bauer hatte hundert Rupien geliehen und arbeitete nach zwölf Jahren immer noch ohne Lohn. Ein dritter arbeitete zehn Jahre für einen Kredit von 20 Rupien. Für das Geld hatte er eine Holzkiste gekauft.

Gegen den Terror der Geldverleiher haben sich in Indien schon in den sechziger Jahren die ersten Selbsthilfe-Gruppen gegründet. Die bekannteste und größte ist das Frauenprojekt SEWA (**Self-Employed Women's Association**) in Ahmedabad, der Hauptstadt des westindischen Bundesstaates Gujerat. Die Vereinigung hat ungefähr 30 000 Mitglieder, die bei der **SEWA-Bank** etwa 25 000 Konten besitzen. Im Norden Indiens hat SEWA Frauen aus orthodoxen Moslemfamilien ermöglicht, kleine Stickerei-manufakturen einzurichten. Im Süden erhielten Hindi-Frauen aus niederen Kasten die Chance, durch den Verkauf von Kunsthandwerk wirtschaftlich unabhängig zu werden. Überall haben die Mitglieder eigene Kinderkrippen, Schulen und Ambulanzen eingerichtet, sie unterweisen sich gegenseitig in Hygiene, Geburtshilfe und Kinderpflege.

Erst in den vergangenen zehn Jahren sind ähnliche Gruppen auch in den **Slums** der großen indischen Städte entstanden. **Sharan** war eines der ersten Projekte, und der Erfolg hat sich herumgesprochen. Während meines Aufenthalts meldeten sich fast täglich Organisationen, die mit Casey kooperieren wollen - Entwicklungsgruppen und staatliche Behörden, aber auch Privatbanken. Sogar eine Vertreterin der amerikanischen **Citibank** war zu Besuch und will nun mit Sharan und anderen Entwicklungsgruppen gemeinsame Projekte starten.

Auch viele Entwicklungsorganisationen halten die sogenannten Mikrokredit-Gruppen für den besten Weg, die Not der Ärmsten zu lindern. Als sich Anfang des Jahres über tausend Vertreter von Kredit-Organisationen aus aller Welt in Washington trafen, wurde die Konferenz von Präsidenten-Gattin Hillary Clinton eröffnet, von der Weltbank gepriesen und von großen amerikanischen Banken finanziert. Schon fürchtet **Sharan-Chef Saurabh Pillay**, Opfer einer Modewelle zu werden. „Uns geht das alles viel zu schnell“, klagt er, „jahrelang hat uns keiner ernstgenommen, und jetzt können wir uns vor Anfragen kaum retten.“

Den plötzlichen Andrang hat ein Ökonomieprofessor aus Bangladesh ausgelöst. Vor 20 Jahren gründete Muhammed Yunus nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten eine Bank, um den Ärmsten in seinem Heimatland zu helfen. Die **Grameen-Bank** funktioniert nach einem ähnlichen Muster wie das **Sharan-Projekt**, hat aber bereits zwei Millionen Kunden und ist vor allem viel bekannter. Längst wird Initiator Yunus, der ein „Menschenrecht auf Kredit“ fordert, als Mann gefeiert, der den Hunger besiegte. US-Präsident Clinton schlug ihn sogar für den Nobelpreis vor. In Deutschland bejubelte der „**stern**“ die Geschichte als „Märchen“ vom reichen Mann

aus dem Westen, der sein Geld den Ärmsten gibt und daran auch noch verdient.

Das Grundprinzip, nach dem die Nachbarschaftsbanken arbeiten, ist überall gleich. Weil Landarbeiterinnen aus Bangladesch oder Tagelöhner aus Delhi nicht über Sicherheiten verfügen, die normale Banken bei der Kreditvergabe verlangen, setzen sie auf ein anderes Zwangsmittel: sozialen Druck. Bei der **Grameen-Bank** schließen sich fünf bis zehn Mitglieder zu einer Gruppe zusammen und bürgen gegenseitig für ihre Kredite. Kann ein Mitglied nicht zahlen, müssen die anderen für die Raten zusammenlegen - das diszipliniert.

Bei **Sharan** in Delhi entscheiden Gruppen von **Slumbewohnern** gemeinsam darüber, wer einen Kredit bekommt, wie hoch die Zinsen und wie lang die Fristen sind. Was vergeben wird, haben Mitglieder von Sharan selbst angespart, oft in Pfennigbeträgen. Andere indische Banken sind noch weiter. Zwei große Selbsthilfeorganisationen haben sich sogar gerade in kommerzielle Banken umgewandelt, begleitet von der amerikanischen Unternehmensberatung Price Waterhouse. Selbst in den Vereinigten Staaten hat sich der Ansatz bewährt, was möglicherweise erklärt, warum sich Branchenriesen wie die **Citibank** plötzlich für Slumbewohner interessieren. Dort sind gerade in den schlechtesten Wohngebieten der Großstädte Nachbarschaftsbanken für meist schwarze Kreditnehmer entstanden.

Auf dem Kreditgipfel in Washington warnten die Entwicklungsorganisationen davor, die Mikrokredite als Allheilmittel mißzuverstehen - denn auch die Kreditprojekte sind darauf angewiesen, daß außerdem in die Gesundheit und Bildung der Armen investiert wird. „Denn sonst“, warnt Amitava **Mukherjee**, Chef von Actionaid **India**, dem größten Dachverband indischer Entwicklungsorganisationen, „wird bei der ersten schlimmen Krankheit die Rate doch nicht gezahlt.“

Die neuen Maharadschas - wie Indiens Unternehmer sich auf die Marktwirtschaft einstellen

Es war das pompöseste Fest, das ich jemals besucht habe. Fünftausend Gäste waren zum Empfang in der alten Pferderennbahn von Bombay eingeladen, für alle gab es Champagner und Unmengen von Kaviar. Saris aus edlen Stoffen, vielfach mit Perlen und Edelsteinen bestickt, glänzten im Halbdunkel mit dem üppigen Hals- und Kopfschmuck der Frauen um die Wette. Draußen reihten sich Mercedes an Jaguar, drinnen lag ein süßlicher Duft in der Luft, weil die ganze Rennbahn üppig mit weißen Lilien geschmückt war.

Zur Hochzeit der Tochter des Großindustriellen und Seifenfabrikanten Goodrej waren fast alle gekommen, die in der indischen Wirtschaft etwas zu sagen haben: Die Tatas, die Brüder Ambani, **Rahul** Bajaj und die Söhne des **Birla-Konzerns**. Der Reichtum ihrer Familien war leicht an den

Colliers ihrer Begleiterinnen zu erkennen, denn Hochzeiten gehören zu den wenigen Gelegenheiten, an denen auch die Angehörigen der alten indischen Familien ihren Reichtum zeigen. Alle kannten einander, denn die Zahl der alten Großkonzerne, die vor der Liberalisierung die Wirtschaft des Landes dominierten, ist nicht besonders groß.

Während meines Stipendiums garte in der indischen Unternehmerschaft der Streit um die richtige Wirtschaftspolitik: Wie schnell kann, darf, soll Indien sich ausländischen Investoren öffnen? Die Chefs der indischen Großkonzerne haben mit dem Protektionismus gut gelebt, sie fürchten die neue internationale Konkurrenz.

„Wir müssen den Weg von Korea gehen“, fordert **Rahul Bajaj**, dessen Unternehmen mit Sitz in Poona das ganze Land mit Motorrollern versorgt. „Da hat die Regierung auch dafür gesorgt, daß starke inländische Konzerne wie Samsung oder Goldstar entstanden. Nur so bleiben dauerhaft Reichtum und Know-how im Land.“ Bedingung dafür seien aber strenge Restriktionen für ausländische Konzerne.

Bajaj hat versucht, für seinen Ansatz Verbündete zu finden. Mit einigen anderen Top-Industriellen traf er sich regelmäßig in der Bar des Nobelhotels **Taj Mahal**, der Zirkel wurde bald nur „**the Bombay Club**“ genannt. Gemeinsam sind den Großunternehmen viele Strukturprobleme, zum Beispiel sind fast alle Konzerne zu stark **diversifiziert**. Im alten System hing die Stellung der Unternehmen von der Zahl der Lizenzen ab, die der Staat gewährte. Da es meist Mengen-Beschränkungen für die Produktion bestimmter Güter gab, blieb einem Unternehmen, das wachsen wollte, gar nichts anderes übrig, als in andere Sparten auszuweichen. So kommt es, daß der **Tata-Konzern** unter anderem Stahl, Uhren, Textilien, Autos, Zement und Finanzdienstleistungen anbietet.

Schon die Gegenstrategien der Unternehmen sind aber unterschiedlich. Der **Reliance-Konzern** der Brüder **Ambani**, der schon heute zu den zwanzig größten Konzernen Asiens gehört, setzt zum Beispiel ganz gezielt auf die Internationalisierung. Die Brüder, die beide an amerikanischen Top-Unis ausgebildet wurden, haben die Schlüsselpositionen mit im Ausland erfahrenen oder ausländischen Managern besetzt. Schon frühzeitig hat sich der Konzern an der bis dahin wenig entwickelten Börse Kapital verschafft, um im Ausland Firmen aufzukaufen. Die Aktionärsversammlungen, für die der alte Ambani ganze Fußballstadien **anzumieten** pflegte, sind inzwischen legendär.

So haben die **Ambani-Brüder** auch weniger Interessen, sich in die offizielle Wirtschaftspolitik einzumischen als Bajaj. Der ist eng mit der Gandhi-Familie befreundet, sucht den Kontakt zur Presse und fehlt auf keinem der Weltwirtschaftsforen in Davos. Auf der Hochzeit vereinbarten wir einen Termin in Delhi, und beim Treffen in der Hotelbar spricht er voller Optimismus über die Zukunft des Landes: „Der Erfolg der ausgewanderten Inder in aller Welt zeigt doch, daß wir nicht schlechter sind als andere, sondern nur schlechter regiert worden sind.“ Selbst dem indischen Kastensystem kann er Vorteile für die Zukunft des Landes abgewinnen:

„Glauben Sie, daß sonst eine so riesige Demokratie wie Indien zusammengehalten werden könnte? Sie haben doch die Hochzeit in Bombay gesehen - obszön, dieser Reichtum neben den Bettlern vor der Tür, finden sie nicht?“ Mit einer Mischung aus Sarkasmus, Koketterie und erstaunlicher Offenheit erklärt er: „Wir Unternehmer können ganz froh sein, daß es das Kastensystem gibt. Sonst hätten wir wahrscheinlich längst eine Revolution.“

Die neue indische Mittelschicht

Wer bei der frischgegründeten indischen Ausgabe der Frauenzeitschrift *Elle* arbeitet, hat nicht viel Bewegungsfreiheit. In einem Zwölf-Quadratmeter-Zimmer arbeiten vier Redakteure, die sich zwei Telefone teilen müssen. Zwischen den Schreibtischen stehen ungeöffnete Kartons. Noch wirken die Redaktionsräume, als würde eine Schülerzeitung gemacht.

Doch die vier festen und sechs freien Mitarbeiter fühlen sich als Avantgarde. „Noch vor vier Jahren wäre solch eine Zeitschrift in Indien nicht zu verkaufen gewesen“, erklärt Chefredakteurin Amrita Shah, eine langhaarige Schönheit, die zuvor für *Debonaire*, eine indische Variante des *Playboy*, schrieb. „Zum erstenmal seit der Unabhängigkeit ist Konsum politisch korrekt.“

Shah kommt selbst aus einer *Brahmanenfamilie*, in der lange Zeit das von Gandhi geprägte Verzichtsideal galt. „Natürlich gab es auch bei uns das Wettrennen mit den Nachbarn, der Wunsch etwas besser als die anderen zu sein“, erklärt Shah. „Aber das lief nicht über ein größeres Haus oder schickere Kleidung, sondern über andere Werte: Verzicht auf Luxus, eine schlichte Wohnung, und stattdessen zählte für das Sozialprestige die Art und Weise, wie man sich um seine Verwandtschaft kümmerte.“

Shah gehört zur kleinen Schicht westlich orientierter, selbstbewußter und berufstätiger indischer Frauen, die es vor allem in Bombay, in geringerem Ausmaß auch in Bangalore und Delhi gibt. Weil diese Gruppe aber noch verschwindend klein ist, will ihre Zeitschrift auch andere, traditioneller lebende Frauen ansprechen. Deshalb veröffentlicht *Elle* neben der Städtehitliste für *Working Girls* auch Kochrezepte und Horoskope oder Ratschläge, wie die - offenbar als selbstverständlich geltenden - Seitensprünge des Ehemanns am besten zu verkraften sind.

„Indien steht in einer Krise des Werteverfalls und des Zusammenbruchs von Verhaltensnormen“, klagt der neue Präsident *Narayanan*. Er meinte damit zwar vor allem das politische System, dessen Wandel er selbst wie kein anderer verkörpert. Er selbst gelangte als erster Unberührbarer ins höchste Staatsamt und verkörpert damit den Wandel des Landes.

Doch der Wandel der indischen Gesellschaft, der Einfluß westlicher Werte findet viel alltäglicher statt - etwa bei der Lebensplanung von Teenagern, die sich oft nicht mit den herkömmlichen arrangierten Heiraten

zufriedengeben wollen. In Städten wie Bangalore und Bombay wird immer häufiger ein Mittelweg gewählt: Die Eltern wählen zwar die potentiellen Ehepartner aus, doch dann treffen sich die jungen Leute. Können sie überhaupt nichts miteinander anfangen, müssen die Eltern eine neue Wahl treffen.

„Plötzlich gibt es keine Regeln mehr“, klagt Shashi, den ich bei einer Party in Bangalore kennenlernte. Sashi, der ein paar Semester in Hongkong studiert hat, hatte sich in vielen Dingen von den starren Vorgaben seines **Brahmanen-Elternhauses** gelöst: Er raucht, trinkt Alkohol und ißt Fleisch, und statt eine klassische Karriere im öffentlichen Dienst anzustreben, hat er einen Job bei Greenpeace.

Nur bei der Eheplanung verläßt er sich lieber auf seine Eltern, die ihrerseits Schwierigkeiten hatten, eine geeignete Frau zu finden, die Shashis Lebensstil akzeptieren würde. Schließlich bahnten sie ein Gespräch mit einer jungen, berufstätigen Frau an, die sogar ein schickes eigenes Auto besaß. Nach dem ersten Treffen ließ die Auserwählte seinen Eltern durch ihre Eltern mitteilen, sie sei angetan - ob Shashi wohl etwas dagegen habe, wenn sie nach der Heirat weiterarbeite? Shashi antwortete - wieder über den gleichen Umweg: Das sei schon in Ordnung, aber habe sie denn etwas dagegen, wenn er nach der Hochzeit nicht arbeite? Damit war das Thema erledigt.

Die Diskussionen über das neue Indien waren für mich das spannendste am Indien-Aufenthalt. Unter Wirtschaftsvertretern wurde sehr grundsätzlich über den Wert der Demokratie debattiert - ist die langsame Konsensfindung, die Rücksichtnahme der Politiker auf starke Wählergruppen ein Standortnachteil im Wettbewerb mit Erziehungsdiktaturen wie in Südostasien?

Die Intellektuellen diskutierten über „Consumerism“ Was bedeutet der Abschied von Gandhis Askese-Ideal? Macht Konsum glücklich? Frauengruppen stritten über den Einfluß des Fernsehens, weil in Videospots Frauen verstärkt als willenlose Sexobjekte dargestellt werden. Zwar gibt es eine strenge Zensur, die beispielsweise Kußszenen verbietet, doch erlaubt sind beispielsweise Szenen, in denen sich vollbusige Inderinnen mit klatschnassen Saris in der Meeresbrandung **erfreuen**. Die Kamera zeigt sekundenlang nichts als die wogenden Oberweiten - Szenen, die im deutschen Fernsehen undenkbar wären.

Viele alltägliche Dinge haben sich durch den Einfluß des Westens schon geändert - zum Beispiel ist es keine Schande mehr, nicht lebenslang beim gleichen Arbeitgeber beschäftigt zu sein. **Jobs** im öffentlichen Dienst gelten auch nicht mehr automatisch als Krönung jeder Laufbahn.

Doch anders als in anderen asiatischen Ländern gelten westliche Waren, Pop-Songs oder Filme längst nicht als Vorboten einer besseren, weil reicheren Welt. In den indischen Kinos laufen zwar auch die großen amerikanischen **Fime**, doch Kassenschlager sind sie nicht, das Publikum schätzt eher die traditionellen Hindi-Epen. Pop-Songs von Madonna oder Michael Jackson sind erst dann richtig erfolgreich, wenn sie von indischen **Inter-**

preten neu vertont werden. Die jungen wohlhabenden Inderinnen in Bombay oder Bangalore tragen zwar auch mal Jeans und Miniröcke, doch genauso beliebt sind Saris. Wie auch immer der neue indische Kapitalismus in einigen Jahren aussehen wird - nach meinem Indien-Aufenthalt kann ich mir nicht vorstellen, daß der westliche Lebensstil einfach kopiert wird. Dafür ist die indische Kultur zu alt, zu lebendig, zu vielseitig - und zu erfolgreich darin, Versatzstücke anderer Kulturen aufzunehmen.

Genau das sei eigentlich die Stärke Indiens, behauptet die indische Buchautorin und Journalistin Gita Mehta: „Anders als China und Japan hat Indien die Tore zur Außenwelt nie versperrt, und vielleicht verdanken wir diesem Umstand ein besonderes Durchhaltevermögen. Japan war das geheimnisvolle Königreich, die undurchdringliche Kultur - aber was ist aus den Kimonos geworden? Wir in Indien tragen unsere Saris und Dhotis immer noch, nicht etwa, weil wir verbohrte Chauvinisten wären, sondern weil dies nun einmal unsere Art ist, uns zu kleiden.“ Oder, wie die Verkäuferin in einer **Edel-Boutique** in Bombay sagt, wo Saris leicht mal umgerechnet 5 000 Mark kosten: „Es gibt nun mal nichts anderes, was einer indischen Frau so gut steht.“